

Als die Alten Germanen Blau machten

Färbetechniken und Textilfarben im germanischen Kulturkreis

„Allgemeine Volkstracht ist ein Mantel, der mit einer Spange oder in deren Ermangelung mit einem Dorn zusammengehalten wird. Ohne jede weitere Bekleidung verbringen die Germanen ganze Tage am Herdfeuer. Nur die Wohlhabendsten tragen zur Unterscheidung von den anderen noch ein Untergewand, das aber nicht, wie bei den Sarmaten und Parthern lose und weit herabfällt, sondern eng anliegt und die einzelnen Gliedmaßen erkennen läßt. Auch Tierfelle werden getragen, von den Stämmen an Rhein und Donau ziemlich wahllos, mit sorgfältigerer Auswahl dagegen von denen weit drinnen im Lande, weil diese wegen des Fehlens von Handelsbeziehungen keinen anderen Putz kennen. Diese Stämme treffen eine Auswahl unter den Tieren und besetzen die abgezogenen Felle mit Flecken von Pelzen, die vom fernen Ozean, einem uns unbekanntem Meere, stammen.“

Die Kleidung der Frauen ist nicht anders als die der Männer; nur hüllen sie sich öfters in leinene Umhänge mit **purpurrotem** Besatz, deren Oberteil jedoch nicht in Ärmel ausläuft. Infolgedessen bleiben Ober- und Unterarm sowie der anschließende Teil der Brust frei.“ (Germania, 17)

Mit diesen Worten stellt der römische Schriftsteller Tacitus (ca. 55-116 n.Chr.) seinen Landsleuten die Kleidung der Germanen dar. Es müssen danach, dem Klischee entsprechend, rechte Barbaren gewesen sein. Immerhin enthält der Text aber eine Farbangabe, die uns wichtig ist. Und zur Rekonstruktion der germanischen Kleidung sind wir zum Glück nicht nur auf einen Literaten angewiesen, der

seinen Gegenstand nur vom Hörensagen kannte.

Immerhin gibt es aus dem germanischen Kulturkreis eine Anzahl von Textilfunden, die durch chemische Analyse auch das Geheimnis ihrer ursprünglichen Farbe preisgeben - selbst wenn sie heute durch die konservierende Moorsäure recht unansehnlich eher unausgewaschenen Putzlumpen ähneln.



Tracht der Eisenzeit mit „Prachtmantel“ (Schlabow, Abb. 46)

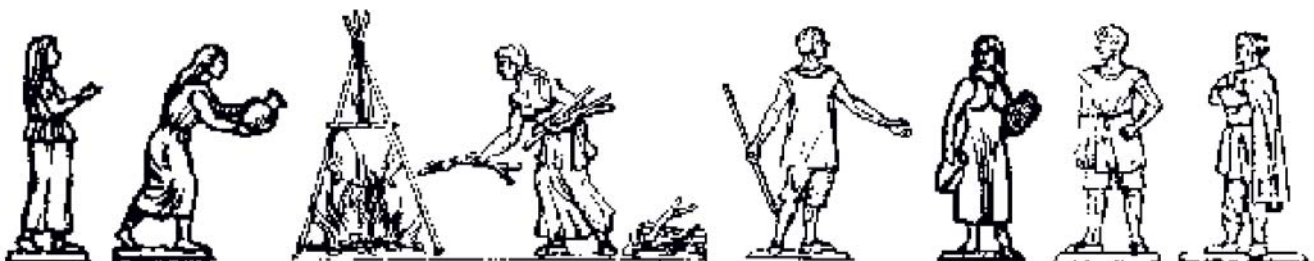
So wurde der Rock aus dem Thorsberger Moor als „rot, mit Borten aus grünen, gelben und weißen Fäden“ identifiziert (Brunner) und der ebendort gefundene Mantel besaß eine

leuchtend blaue Farbe. Doch nicht nur das.

Karl Schlabow schreibt zu diesem Mantel: „Dieses Kleidungsstück ist aus Schafwolle gewebt, und es muß einst in seiner leuchtend blauen Färbung mit den hellen Zierkanten das Schmuckstück einer gehobenen Persönlichkeit gewesen sein.“ (S 176) und „[...] das Garnmaterial für die Körperbindung [besteht] nicht aus einem Farbton [...], sondern das Blau [tritt] in einer Abstufung von dunkel, mittel und hell auf[...] [...] Wir haben es somit nicht mit einem schlichten, blauen Mantel zu tun, sondern die große blaue Fläche ist durch eine angenehme Karree-Einteilung aufgelöst [...]“ (S. 180 f.)

Die Kleidungsstücke stammen allerdings nicht aus der Zeit des Tacitus, sondern werden in das 3. Jahrhundert n.Chr. datiert. Man könnte also annehmen, daß zwei Jahrhunderte früher die Germanen tatsächlich so barbarisch gewandet herumliefen, wie Tacitus beschreibt. Das kann aber nicht stimmen, wenn man die Kleiderfunde aus der Bronzezeit heranzieht (in Mitteleuropa 1600-800 v.Chr.).

So fand man in dem schwedischen Grabhügel von Dömmestorp (südliches Halland) einen braunen Wollschal mit 10 cm breiter hellgelber, vermutlich mit Wau gefärbter Kante, und ein Frauengürtel aus Borum Esköi bestand aus schwarzer Wolle und hatte einen helleren Mittelstreifen zwischen dunklen Rändern. Auch mit Krapp (rot) und Waid (blau) gefärbte Kleidungsreste konnten nachgewiesen werden.



Erstaunlich angesichts des antiken Barbarentopos ist insbesondere die Kenntnis der Waidfärberei schon bei den bronzezeitlichen Germanen, da es sich bei diesem Pflanzenfarbstoff um eine Küpenfarbe handelt. Das bedeutet, daß der Farbstoff (übrigens der gleiche wie im Indigo, nur nicht so konzentriert) zunächst durch Reduktion mittels Urinküpe wasserlöslich gemacht werden muß (Indigoweiß). Die Garne, die in dieses sauerstoffarme Farbbad (Küpe) eingetaucht werden, erhalten ihre Farbe durch die Oxydation über Gelb, Grün bis Blau, d. h. die Farbe entwickelt sich erst nach dem Bad an der Luft. Die Oxydation (Lüften) dauert ca. 20 Min. Der gewünschte Farbton wird durch mehrfaches Wiederholen des Färbvorgangs erreicht. Der Thorsbergmantel ist beispielsweise aus verschiedenen stark eingefärbten Garnen gewebt.

Übrigens: Früher wurde häufig am Samstag die Küpe angesetzt, am Sonntag gefärbt und am Montag gelüftet, d.h. *Blau gemacht* - die Färbergesellen hatten frei.



germanische Häuptlinge

Neben den Färbestoffen Wau (Reseda luteola: gelb), Krapp (Rubia tinctoria: rot) und Waid (Isatis tinctoria: blau) können bei den Germanen auch alle einheimischen Färbepflanzen als bekannt vorausgesetzt werden, die noch heute oft in der Heimfärberei eingesetzt werden. So erhalten wir eine ganze Palette möglicher Textilfarben, wobei allerdings davon auszugehen ist, daß die Kleidung den sozialen Stand spiegelte. Noch die *Kaiserchronik* von 1150 läßt Karl den Großen über die Tracht der Bauern anordnen: „iz sî swarz oder grâ“, d.h. sie



soll nur schwarz oder grau sein, also von der Farbe natürlicher Wolle. Daß dies die Kleiderfarbe der einfachen Leute (vielleicht aber auch ein Stammesbrauch) war, legen zwei Stellen aus der Literatur nahe:

Plutarch erwähnt in seinem *Leben des Marius*, daß die Kimbernfrauen schwarz gekleidet waren (Kapitel 27), und Gregor von Tours stellt fest, daß bei den Franken ältere Frauen meist dunkle (schwarze) Gewänder anzögen (Buch II,17). Das Schwarz (lateinisch: pullus) ist vermutlich der Farbton schwarzbrauner Wolle.

Höhergestellte dürfen wir uns natürlich bunter gewandet vorstellen, insbesondere bei den Westgermanen, wo sich das Vorbild der farbenfreudigen Kelten ausgewirkt haben dürfte. Ein Wickelrock des 5. Jahrhunderts vor Christus aus dem Moorfund von Huldremose wies z.B. ein tartanartiges Muster auf.

Außer dem Färben übte man auch das Besetzen mit andersfarbigen Streifen und Stücken (vgl. dazu Tacitus' Bemerkung über die purpurnen Borten der Leinenumhänge germanischer Frauen). Bei Stoffmänteln war die Verzierung durch z.T. farbige Säume und Borten und Besätze oder Fransen häufig. Einfarbigkeit oder Mehrfarbigkeit (streifig oder kariert) der Kleidung war zumindest in der Spätantike üblich: Häufig werden die Mäntel „versicolor“ (schillernd bunt) und „vermiculatus“ („wurmbunt“, d.h. scharlachrot) genannt, und Apollinaris Sidonius beschreibt die grünen mit Purpurstreifen eingefassten Mäntel des Gefolges von König Sigismar (470). Und Einhard nennt in seiner Schilderung der altfränkischen Tracht (I,34) Weißgrau und Blau als Mantelfarben.

In der Spätzeit wird durch größeren Reichtum einer gehobenen Schicht (Entstehen des Gentiladels) und Importe aus dem Mittelmeerraum eine größere

Farbenpracht bei den oberen Zehntausend geherrscht haben. Darauf verweist zumindest die Stelle bei Einhart in der *Vita Caroli Magni* (23. Kapitel), wo der Kleiderpracht des karolingischen Adels die einfache traditionelle Tracht des Kaisers gegenübergestellt wird.

Im Frühmittelalter müssen wir uns die Kleidung auf jeden Fall farbiger vorstellen, zumindest bei den oberen Zehntausend. Nach Einhart trug Karl der Große einen meergrünen Mantel. Und der Mönch von St. Gallen erwähnt in seinem Werk *De Gestis Caroli Magni* (II, 9) Geschenke Karl des Großen, die in weißen, weißgrauen, scharlachroten und blauen (saphirfarbenen) Friesischen Mänteln bestanden.



germanischer Krieger und Häuptling

Auch die übrigen Kleidungsstücke der Vornehmen werden als recht farbig beschrieben. Der rote Kittel aus dem Thorsberger Moor (3. Jh.) findet seine Entsprechung in den Kleiderfarben König Sigismers, gekleidet „in glänzendes Scharlachrot, rötliches Gold und reine weiße Seide“ (Appolonius Sidonius, Buch 4, Brief 20). Und nach einer Erzählung des Fredegar trug man im 7. Jahrhundert bei den Franken scharlachrote Röcke. Der Mönch von St. Gallen (um 885) spricht von den glänzenden, d.h. aus weißem Leinen gefertigten Röcken der Franken und erwähnt, daß der fränkische Edle leinene scharlachrote, reichverzierte, lange Hosen trug, darüber gleichfarbene Wadenbinden,

die von den kreuzweise über sie gelegten Schuriemen gehalten wurden (Buch I, 34).



karolingische Bauern

Bei den Westgermanen scheinen zunächst die Kniehosen verbreitet gewesen zu sein. „Die kurze Hose konnte man mit Binden (0,75-3,61 m Länge nachgewiesen) in der Art der Wickelgamaschen ergänzen. Aus einer späteren Zeit sind die für die Langobarden kennzeichnenden **weißen** Beinbinden überliefert (Paulus Diaconus 1,24). Damals gab es außerdem Beinhüllen aus Wollgewebe, die unterhalb des Knies ansetzten. Am bekanntesten ist ein **blaugefärb-**

tes Exemplar von Daugbjerg auf Jütland [...]“ (Peter Donath u.a., Die Germanen, 2 Bde, Berlin 1983 und 1988; Bd I, S. 339) Der Tracht der Langobarden (mit den weißen Beinbinden) hat Heinz Pohl einen Aufsatz in der ZINNFIGUR gewidmet.

Die berühmte „Nacktheit“ der Germanen, die in den bildlichen Barbarentopos der Römer Eingang gefunden hat, ist eigentlich nichts als ein philologisches Mißverständnis: Das lateinische „*nudus*“ bedeutet neben „nackt, bloß“ auch „entblößt“, d.h. „leicht bekleidet, ohne Mantel, im Unterkleid“, oder aber schlicht „ohne Schutzaffen“, sagt also nicht unbedingt etwas über die Kleidungslosigkeit aus.

Literatur:

- Karl Schlabow, *Der Thorsberger Prachtmantel, der Schlüssel zum altgermanischen Webstuhl*, in: Festschrift für Gustav Schwantes, Neumünster 1951, S. 176-201

- Georg Girke, *Die Tracht der Germanen in der vor- und frühgeschichtlichen Zeit*, Hückeswagen 1983 (2. überarbeitete Auflage)
- Heinz Pohl, *Rekonstruktion eines Langobarden*, in *Die Zinnfigur*, 5. Jg., 1956, H 1, S. 7 f. (mit Bild)
- Peter Donath u.a., *Die Germanen*, 2 Bde, Berlin 1983 und 1988
- Sabine Weber, *Färben aus dem Farbtopf der Natur*, Stuttgart: Franck, 1986
- Fanny-Ilse Pracht, *Färben von Textilien*, Köln: Müller, 1984
- Fanny-Ilse Pracht, *Textilien - spinnen, färben, weben*, Köln: R. Müller, 1986
- Lydie Nencki, *Die Kunst des Färbens mit natürlichen Stoffen, Geschichte - Methoden - Rezepte*, Bern, Stuttgart: Haupt, 1984 [Aus d. Franz. übers. u. redigiert von Gisela Bächli-Gutrath]